

# **Deutscher Reporterpreis 2014**

**Die 6 nominierten Texte in  
der Kategorie  
„Freistil“**

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

	Seite
1) Albrecht, Bernhard, Gefährliche Heiler (0103)	03
2) Halser, Marlene, Bitte, Papa (0118)	16
3) Maeck, Stefanie, Der Lustverwalter (0225)	28
4) Debrebant, Serge, Du sollst nicht töten! (0437)	31
5) Wurm, Oliver, 54 74 90 14 (0403)	Anlage
6) ZEITmagazin, Die Welt auf der Couch (1106)	Anlage

## Gefährliche Heiler

*Die Diagnose: Brustkrebs. Die Prognose: heilbar – wenn operiert wird. Der Test: Ein stern-Team lässt sich von 20 Alternativmedizinerinnen beraten. Das Ergebnis: Achtung, Lebensgefahr!*

Von Bernhard Albrecht, stern, 03.07.2014

Die „Gabe“ hat die Geistheilerin vom Vater geerbt. Mit dieser Gabe will sie uns helfen, eine Wahl zu treffen, die über Leben und Tod entscheiden kann: ja oder nein zu einer Brustkrebsoperation. 1000 Kilometer sind wir aus Hamburg in das Schweizer 3000-Seelen-Dorf gereist, um uns Rat zu holen. Die Praxis im ersten Stock eines 60er-Jahre-Hauses wirkt nüchtern – grauer Teppichboden, schwarze Lederstühle im Wartezimmer, Diplome an den Wänden.

Am Telefon hat sie uns zuvor erklärt, wie sie zu ihren Diagnosen kommt: „Ich halte meine Hände auf die Brust und nehme die Energie des Tumors auf. Dann spüre ich seine Aktivität, also, ob er sich langsam oder rasant verbreitet.“ Heute muss sie eine Herausforderung meistern: Schauspielerin Katja, in diesem Experiment „meine Frau“, hat nicht wirklich Brustkrebs. Ihre Befunde stammen von einer anderen Patientin, Ergebnisse einer Mammografie und einer feingeweblichen Untersuchung. Die Schweizerin ist die letzte Testkandidatin auf unserer Liste. Vor ihr waren wir bei 19 anderen Alternativmedizinerinnen, wir sind am Ende einer dreiwöchigen Reise durch die Welt der Wunderheiler angelangt. Zehn Heilpraktiker und zehn alternativmedizinisch tätige Ärzte konsultierten wir.

Geplant hatte ich die Auswahl der Therapeuten mit zwei Wissenschaftlern – Lehrbuchautoren und Kennern der Alternativheilszene: Jutta Hübner von der Deutschen Krebsgesellschaft und Karsten Münstedt, Onkologe vom Universitätsklinikum Gießen. Alle unsere Heiler behaupten, auf Krebs spezialisiert zu sein. Gefunden haben wir sie dank Google, mit einfachen Schlagworten, wie sie einer

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

verzweifelten Frau kurz nach der Diagnose einfallen könnten: „Brustkrebs alternative Heilmethoden“ oder „Krebs alternativ heilen“. 17 deutsche Ärzte und Heilpraktiker kamen unter den Top-Treffern zusammen, drei weitere sind Empfehlungen eines dieser Therapeuten – unter ihnen auch die Heilerin, die „absichtlich“ keine Website hat.

Ich werde mir Feinde machen. Jeder vierte Deutsche glaubt an die Fähigkeiten von Wunder- und Geistheilern, gut 40 Prozent an Astrologie. Krebspatienten sind anfällig für unseriöse Heilsversprechen: Ein Indikator ist die Amazon-Bestsellerliste, Kategorie „Krebs“. Unter den 20 Topsellern geht ein Großteil Verschwörungstheorien nach oder preist Krebsdiäten als Rettung. Ich teile durchaus viele Vorwürfe gegen die klinische Wirklichkeit im Umgang mit Krebs. Ja, die Pharmaindustrie wirft immer neue fragwürdige und ungeheuerlich teure Chemotherapien auf den Markt. Ärzte zeigen oft wenig Verständnis für Patienten in Todesangst, und sie treffen auch falsche Entscheidungen. Aber: Die Onkologie hat in den vergangenen Jahrzehnten epochale Erfolge gegen einzelne Krebserkrankungen erzielt. Brustkrebs in frühen Stadien kann geheilt werden.

Die Frage „Operation – ja oder nein?“ ist nach einer Krebsdiagnose meist die drängendste. Der verstorbene Apple-Gründer Steve Jobs entschied sich dagegen, als er an Bauchspeicheldrüsenkrebs erkrankte. Neun Monate lang ließ er sich alternativ behandeln – erfolglos. In seiner Biografie nennt Jobs das einen Fehler.

Es gibt keine Zahlen über Frauen, die sich jeder schulmedizinischen Therapie verweigern. Aber ich sprach mit Selbsthilfeorganisationen, vielen Gynäkologen und Onkologen. Alle kennen Patientinnen, die nach einer Heiler-Odyssee zur Chirurgie flohen, als ihre Brust schon eine schwärende Wunde war. „Jeden Monat haben wir eine“, sagt Marion Kiechle, Chefärztin am Klinikum rechts der Isar in München. Was wird diesen Frauen hinter verschlossenen Türen versprochen? Zu jeder Verführten gehören auch Verführer.

Vor zwei Jahren habe ich die Geschichte einer Verführten rekonstruiert. Für Moni, die vier Jahre im Dschungel der Alternativmedizin verbrachte, kam die OP zu spät, sie starb im Januar 2013. Hätte sie sich nach der Diagnose operieren lassen, wäre sie wahrscheinlich heute krebsfrei. Der Artikel damals war ihr Vermächtnis: „Seid nicht so leichtgläubig wie ich!“ Jetzt will ich erfahren: Wie hoch ist die

Wahrscheinlichkeit, auf der Suche nach sanften Heilmethoden größtenwahnsinnige Scharlatane anzutreffen?

Unsere Rollen als Paar sind klar definiert. Schauspielerin Katja ist getrieben von einer wichtigen Frage: „Muss ich mich mit diesem Befund operieren lassen oder nicht?“ Sie soll Unentschlossenheit ausstrahlen. So will ich unsere Gesprächspartner zu weichenstellenden Aussagen bringen. Von ihnen könnte abhängen, welchen Weg ein verzweifelter Patient einschlägt. Ich selbst verberge, dass ich Arzt bin, lasse mich von den Ratschlägen der Therapeuten lenken. Mitunter stelle ich dumme Fragen, höre scheinbar nicht richtig zu, frage mehrfach nach – denn ich will sichergehen. In Gerichtsprozessen behaupten Quacksalber oft, falsch verstanden worden zu sein. Wir fragen immer das Gleiche: Können unsere Kandidaten die Befunde lesen? Wie stehen sie zu Schulmedizin und Operation? Welche Therapien schlagen sie vor, und was kosten sie?

## **Wer liest den Befund richtig?**

Die Schweizer Geistesheilerin nimmt sich lange Zeit fürs Lesen der Befunde. Eine ferne Kirchturmglöcke unterbricht als einziges Geräusch die Stille. Fünf Minuten verstreichen. Die Aufgabe ist lösbar. Man muss einige Schlüsselbegriffe finden, die aber leicht zu entdecken sind – wenn man sich die Zeit nimmt, alle drei Seiten zu beachten: „G3“, „makroinvasiv“, „4 mm“, „Östrogenrezeptor: 80 %“. Sie besagen, dass der Tumor sehr schnell wächst, aber noch sehr klein ist. Die Heilungsaussichten sind exzellent. Die Prognosen für unterschiedliche Brustkrebsformen beruhen auf dem weltweiten Erfahrungsschatz von Jahrzehnten.

Unser Befund bedeutet: Nach einer OP wäre eine Patientin mit 90 Prozent Wahrscheinlichkeit auch nach zehn Jahren krebsfrei. Ihre Chance würde auf mehr als 95 Prozent steigen, wenn sie die Möglichkeiten der Schulmedizin voll ausschöpfte. Dafür wäre nicht einmal die gefürchtete Chemotherapie nötig, sondern ein Medikament, das die weiblichen Geschlechtshormone blockiert, außerdem eine einmalige Bestrahlung des Brustgewebes während der Operation – ein Verfahren, das im Vergleich zur älteren, großflächigen Strahlentherapie weniger Nebenwirkungen hat.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Was wird uns die Heilerin raten? Muss sie das alles wissen? Niemand verlangt von Heilern oder Allgemeinärzten, über Brustkrebs so detailliert Auskunft geben zu können. Aber wer für sich in Anspruch nimmt, für oder gegen eine Operation zu raten, muss den Befund sorgfältig lesen – und verstehen.

Unsere Gesprächspartner haben sich diese Verantwortung selbst aufgebürdet. Nur ein Heilpraktiker hat zugegeben, dies übersteige seine Fähigkeiten. „Ich kann Sie nur beraten, was man sonst alles tun kann.“ Fünf der zwanzig Therapeuten drückten sich trotz Nachfrage oder wollten keine Befunde sehen.

Erschreckend: Die Ärzte fällten häufiger Fehltrite als die Heilpraktiker. Fünf der zehn beurteilten den Krebs harmloser, als er war. Manche lasen wahrscheinlich schlicht nicht zu Ende und fanden nicht alle Schlüsselbegriffe, andere verstanden Grundwörter der Krebsmedizin wie „G3“ nicht, sondern werteten es als „günstiges Zeichen“ – G3 steht für Zelleigenschaften und bedeutet, dass der Krebs aggressiv ist und schnell wächst. Besser schlugen sich die Heilpraktiker: Nur einer der sechs, die eine Bewertung wagten, lag so grob daneben. Die anderen fünf übersetzten zwar teilweise Fachbegriffe falsch, zogen aber die richtige Schlussfolgerung: Dieser Tumor ist gefährlich.

Fatal ist das deshalb, weil die meisten Patienten zunächst neben Heilpraktikern auch Fachärzte konsultieren werden, sodass das Fehltrite eines Heilpraktikers weniger gravierende Konsequenzen hätte. Die sechs Ärzte aber, die im Test versagten, boten ein Rundum-sorglos-Paket: Ich kann Ihren Krebs mit den Augen der Schulmedizin sehen und plane danach meine alternativen Heilmethoden.

Dazu passt das Resümee der Brustkrebspatientin Moni nach vier Jahren Odyssee: „Zweimal stand ich kurz vor dem Tode, und beide Male habe ich Ärzten zu sehr vertraut.“ Der erste übersah eine lebensbedrohliche Blutarmut. Eines Tages zeigte sie ihm ihre Brust, die er zuvor nie hatte sehen wollen. Sie öffnete den Büstenhalter, nahm den Verband ab. Das Blut schoss ihm im Strahl entgegen. Als sie sein Entsetzen sah, floh sie. Der zweite Arzt, bemerkte nicht, dass die Metastasen im Rippenfell literweise Flüssigkeit abgesondert hatten, die ihre Lunge einzwängten. Sie bekomme keine Luft mehr, klagte sie – er aber verschrieb weiterhin Kräuter, Salben und Kaffeeinläufe.

Die Schweizer Geistesheilerin blickt nach fünf Minuten von den Papieren auf und hebt an zu einem eindringlichen Monolog. Auf eine detaillierte Analyse des Befunds folgt der dringende Rat: „Lassen Sie sich operieren! Ich will Sie nicht jung sterben sehen! Ihre Kinder brauchen Sie noch!“ Sie berichtet von anderen Patientinnen, die diese Chance verpasst hätten. „Mit der Operation alleine haben Sie schon 80 bis 90 Prozent Chance – ohne Risiko.“ Sie kommt auf die Familienvorgeschichte zu sprechen. Katja hatte von der Mutter und Tante erzählt, die beide an Brustkrebs erkrankt seien. Die Heilerin rät zum Gentest und erklärt: Hochrisikogene bedeuteten, sie müsse eine beidseitige Brustentfernung erwägen.

## **Wer rät: ab ins Krankenhaus?**

Verkehrte Welt! So vehement wie diese Heilerin haben nur wenige Alternativmediziner für die Schulmedizin plädiert. Das erschütternde Resultat: Zwölf der zwanzig Testkandidaten, Ärzte und Heilpraktiker gemischt, hielten eine Operation für verzichtbar. Wobei sich diese Gruppe in zwei Lager spaltet: Sechs Hardliner hielten ihre Methoden für besser oder gar für unvereinbar mit der Schulmedizin. Weitere sechs formulierten ihre Meinung so blumig wie diese niedergelassene Ärztin: „Das sind zwei Philosophien. Beides ist möglich. Beide Wege wurden schon beschritten, und zwar erfolgreich!“ Katja fragte: „Also haben Sie auch Frauen behandelt, die sich nicht operieren lassen?“ Die Ärztin, vehement: „Jeden Tag. Wir haben die Hütte voll davon.“ Katja: „Und dann ist der Brustkrebs weg, der Körper bekämpft ihn selber?“ Die Ärztin: „Das ist das Ziel!“

Der Chefarzt einer Klinik für Naturheilkunde, der uns über eine Telefonhotline für 1,98 Euro pro Minute beriet, wurde deutlicher: „Ja natürlich, sogar ganz viele haben wir behandelt!“ Was mit dem Krebs denn passiere, wenn er nicht operiert werde, wollte Katja wissen. „Dann macht's der Körper selber. Der hat ja ständig Selbstheilungskräfte in Aktion.“

Tatsächlich verfügt der Körper über Selbstheilungskräfte, die Tumoren verschwinden lassen können - manchmal sogar ohne Therapie. Doch dieses von der Wissenschaft kaum erforschte Phänomen tritt selten auf: „Bei den meisten Krebsarten kommen Spontanheilungen in weniger als einem von 100 000 Fällen vor“, sagt der Krebsarzt Herbert Kappauf, der sich früher am Klinikum Nürnberg über zwei

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Jahrzehnte damit beschäftigt hat. 35 Fälle von Tumorrückbildungen hat er studiert: „Bisherige Untersuchungen sprechen nicht dafür, dass Patient oder Arzt Spontanheilungen erzwingen können.“

Viele Alternativmediziner erzählten uns von Krebspatienten im Endstadium, die sie geheilt hätten. Ein solcher Fall ist Ralf Brosius, der glaubt, sein Leben den Wildkräutersäften seines Arztes John Switzer zu verdanken. Der frühere Krebspatient lebt von seinem Heilungsmythos, verkauft Gemüsemixer, hält Vorträge und tingelt durch Talkshows. Eine Journalistin forschte für uns nach – Brosius befand sich nicht, wie er behauptet, im Endstadium, sondern in einem deutlich früheren Stadium seiner Krebserkrankung. Geheilt wurde er – darin sind sich zwei Fachärzte und Spezialisten für diese Krebsform einig – nicht durch Switzers Kräuter, sondern die Operation (den Bericht darüber finden Sie unter [www.stern.de/Wunderheiler](http://www.stern.de/Wunderheiler)).

Die Frage der Legalität ihrer Empfehlungen trieb offenbar einige Ärzte und Heilpraktiker um. Öfter hörten wir Sätze wie: „Von Berufs wegen müsste ich Ihnen zu Operation, Chemo- und Strahlentherapie raten, aber wenn Sie mich als Mensch fragen ...“ Einige sprachen von einem Aufklärungsbogen, den wir vor Behandlungsbeginn unterschreiben sollten, damit sie später nicht rechtlich belangt werden könnten.

Wie so ein juristisch ausgeklügeltes Schreiben aussehen kann und was passiert, wenn man es nicht unterschreiben will, erlebten wir im 3E-Zentrum bei Stuttgart. Gegründet wurde es von einem der Großen der radikal-alternativmedizinischen Szene, dem ehemaligen Krankenpfleger Lothar Hirneise. Der Pharmaindustrie-Verschörungstheoretiker ist Autor des Dauerbrenners „Chemotherapie heilt Krebs und die Erde ist eine Scheibe“. Der Mann, der uns durchs Haus führte, sagte, Hirneise habe sich vorübergehend zurückgezogen, jetzt baue er ein Zentrum in Polen auf. Er lehrte uns, hier gebe es keine „Patienten“, nur „Gäste“. Alle durchliefen das gleiche „3E-Programm“, das auf einer Krebsdiät, verschiedenen Maßnahmen zur „Entgiftung“ sowie „Energiearbeit“ beruhe. Fünf Wochen kosten 10 283 Euro. Als wir die „medizinische Leiterin“, eine Heilpraktikerin, baten, sich unseren Befund anzusehen, sagte sie: „Das Hauptproblem ist, ich mache mich strafbar. Ohne Unterschrift kann ich nicht beraten. Wir sind so dermaßen alternativ in unserer Denkweise, wir stehen immer mit einem Bein im Gefängnis.“ Unterschreiben sollten wir ein Formular, das sie



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

– im Klartext – von ihren beruflichen Pflichten entbinden würde. Dort ist der Satz zu lesen: „Krebs ist heilbar.“ Ein Absatz weiter unten dann dies: „Mit Ihrer Unterschrift bestätigen Sie, dass ich Sie darüber aufgeklärt habe, dass ich keine Behandlungen durchführe oder Diagnosen erstelle und dass das Ziel meiner Beratung ist, Ihnen Informationen über ganzheitliche Krebstherapien zukommen zu lassen. Jede weitere Intervention besprechen Sie bitte mit Ihrem behandelnden Arzt, Heilpraktiker, Psychologen oder sonstigem Therapeuten.“

Katja empörte sich, die Heilpraktikerin konterte: „Ich spüre zu viel Unsicherheit bei Ihnen. Die meisten Gäste hier haben keinen Pipifax-Tumor, sondern Hammerdiagnosen. Und die wissen, was sie wollen ...“ Bald wurden die Stimmen beider schrill, die Heilpraktikerin bekam rote Flecken am Hals: „Ich kann Ihnen nur sagen ... ich habe erst neulich zwei Brustkrebsleute durchgebracht, die sind wieder krebsfrei, aber die sind mit mir diesen Weg gegangen.“ Ich fragte nach: „Also ohne Operation krebsfrei?“ Sie: „Natürlich! Mit dem 3E-Programm.“

Der Mitgründer des 3E-Zentrums Klaus Pertl, laut eigener Website Mentaltrainer, eilte hinzu, versuchte zu schlichten. Ein Mann um die 50, Geheimratsecken und graue Schläfen, sonore Stimme, jovialer Ton. Die Heilpraktikerin suchte das Weite, er aber sagte: „Für uns ist nicht relevant, ob Sie Tumor A oder B haben. Sie müssen sich hier wohlfühlen und sollten nicht erwarten, dass wir den Tumor in zwei Tagen zerstören. Dafür müssen Sie unser Programm im Anschluss neun Monate zu Hause weiterführen. So können Sie Krebs ‚lösen‘ – und nicht einfach nur Tumoren zerstören.“

## **Mythos „gefährliche Operation“**

Die Praxis des radikalen Chirurgeskeptikers John Switzer am Starnberger See in Bayern hat nichts mit dem gemein, was man sich unter einer Arztpraxis vorstellt. Die Sprechstundenhilfe, ganz in Rot und mit Goldketten behängt, saß in einem Kabäuschen, das mit Postern zugeklebt war: „Wildkräuter-Kalender“, „Quantec-Medizin aus der Zukunft“. Der Arzt musterte Katja: „Sie haben den Tumor geärgert, indem Sie eine Probe daraus haben entnehmen lassen“, sagte er. „Wenn Sie meine Schwester wären, hätte ich Ihnen das nicht geraten.“ So steige das Risiko, dass der Krebs im Körper streue. Deshalb sei auch die Operation so gefährlich.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Diese Streitfrage ist so alt wie die Medizin selbst. Der griechische Arzt Hippokrates empfahl 400 vor Christus, Tumoren in Ruhe zu lassen, Operationen würden den Verlauf nur beschleunigen. 500 Jahre später berichtete der römische Arzt Galen, Schöpfer des Wortes „Krebs“, über die erste erfolgreiche Krebsoperation der Geschichte. Es folgten 1800 Jahre Streit. Im Jahr 1882 entfernte der US-Arzt William Halsted erstmals einer Brustkrebspatientin die komplette Brust. Der Siegeszug der Chirurgie begann.

Doch die Skeptiker verstummten nicht. Bis ins 20. Jahrhundert wurden Patienten in Studien dem „natürlichen Verlauf“ der Tumorerkrankung überlassen. Nach fünf Jahren lebten noch wenige Prozent oder niemand. Die Chirurgen verfeinerten ihre Methoden, heute wird überwiegend brusterhaltend operiert. Immer neue Studien untermauerten höhere Überlebensraten vor allem nach Operationen in frühen Stadien – doch der größere Teil unserer getesteten Alternativmediziner hält diese weiterhin für so gefährlich wie einst Hippokrates.

Der Starnberger Arzt überreichte uns dazu einen Artikel aus einem Esoterikmagazin. Darin bestätigten „namhafte Krebsforscher“ diese Gefahren, sagte er. Ich ging den Quellen des Artikels nach und gelangte zum Epidemiologen Michael Retsky an der US-amerikanischen Universität Harvard, der mit einem internationalen, hochrangigen Team von Fachleuten seit vielen Jahren die verborgenen Gefahren von Operationen bei Krebs erforscht. Seine Hypothese: Unter bestimmten Umständen kann die Krebsoperation „schlafende Tochtergeschwülste“ im Körper früher erwecken – und so bei manchen Patienten die Lebenserwartung verkürzen. Dabei spielten Entzündungsstoffe eine Rolle, die der Körper in Reaktion auf die OP-Wunde freisetzt. Die Wissenschaftler lehnen trotzdem Operationen keineswegs ab. Ihr Lösungsvorschlag ist verblüffend einfach und passt nicht zu den Verschwörungstheorien vieler Alternativmediziner: Patentfreie Medikamente, die dem Aspirin verwandt sind, unterdrücken offenbar die unerwünschte Entzündung.

Unser Starnberger Arzt riet mit Hinweis auf diese Studie Katja vom Eingriff ab. Ich wollte es genau wissen und schickte den Studienautoren die Angaben über unseren Tumor. Ihre Antwort könnte eindeutiger nicht ausfallen. Diese Patientin müsse sich

umgehend operieren lassen, so Co-Autor Romano Demicheli. Und: „Solche Scharlatane müssten strafrechtlich verfolgt werden.“

Es ist das typische Muster, das mir im Laufe meiner Recherchen häufig begegnete. Die Schulmedizin stellt Thesen auf, entdeckt neue Therapien, verwirft sie wieder oder erforscht sie weiter. Alternativmediziner picken sich heraus, was ihnen passt, und ignorieren den Rest. Stattdessen bauen sie ein wolkiges Gebäude aus Verschwörungstheorien, wobei im Zentrum immer die Pharmaindustrie steht – ein dankbarer Gegner, der eine große Angriffsfläche bietet. So schaffen sie gefühlte Einigkeit mit ihren Patienten.

## **Die Therapien der Wunderheiler**

Das zweieinhalbstündige Gespräch mit Dr. med. Richard Huthmacher war sicher eines unserer absurdesten Erlebnisse im Dschungel der Wunderheiler. Er empfing uns in der Lobby eines Viersternehotels. Ein Mann um die 60, dunkler Anzug, gepflegter Graubart, zwei dicke Ohrringe, einer schwarz, einer weiß.

Später sprach er von „schwarzer und weißer Magie“. Ein Zufall? Huthmacher offerierte eine weltrekordmäßig kurze Therapie gegen jede Art von Krebs, zwei Tage à 2500 Euro. Falls sie doch nicht wirke, könne man immer noch operieren. Das Konzept: eine Mischung aus Psychotherapie, Hypnose und „Rückführung in die Kindheit“. Die Therapie wirke auf Ebene einzelner Atome in Krebszellen, erklärte er. Dort beeinflusse er mit seiner geistigen Energie den „Spin der Elektronen“ – „Quantenheilung“ eben. Klar, dass wir das nicht gleich verstanden, er habe 20 Jahre gebraucht.

Um es vorwegzunehmen: Die Methoden der anderen Therapeuten waren geerdeter. Wie wirksam sie sein könnten, wäre Stoff für ein Buch. Es gibt viele Behandlungsansätze, die ergänzend zur Schulmedizin einiges bewirken können, manche werden seit Jahrzehnten intensiv beforscht. Es gibt jedoch oft gute Gründe, warum sie sich noch nicht durchgesetzt haben.

Ein Beispiel: Vier Ärzte offerierten uns die „lokale Hyperthermie“, ein Verfahren, bei dem Tumorzellen mittels Radiowellen auf Temperaturen zwischen 42 bis 44 Grad Celsius erhitzt und zerstört werden – so die Theorie. „Das Prinzip ist

einleuchtend. Wenn es funktionieren würde, hätten wir eine sinnvolle Ergänzung oder sogar Alternative zur Chemo- und Strahlentherapie“, sagt Peter Wust, Radiologe an der Charité, der die Hyperthermie seit 1988 erforscht. „Das Problem ist nur, dass die Wärme zum Körperrinneren hin dramatisch abnimmt. Wir haben das nachgemessen. In den Tumoren erreichen wir nicht die gewünschte Zieltemperatur.“ Deshalb sei die lokale Hyperthermie bislang nur bei Tumoren Erfolg versprechend, die nahe an der Körperoberfläche liegen.

Die Alternativmediziner verschwiegen uns solche Forschungsergebnisse – sie ließen uns im Glauben, dass die Ärzte, bezahlt von der Pharmaindustrie, die Methode unterdrückten. Gleiches gilt für das weite Feld der „Immuntherapien“. In der Theorie der Alternativmediziner klingt es so einfach: Der Krebs habe sich getarnt, um Angriffen der körpereigenen Abwehrzellen zu entgehen. Das Immunsystem erkenne seinen Feind nicht. Das ist alles richtig.

Während sich weltweit hochrangige Wissenschaftler ein spannendes Wettrennen um wirksame Immuntherapien gegen Krebs liefern, behaupteten die Alternativmediziner, die akademische Krebsforschung ignoriere die Zusammenhänge zwischen Krebs und Immunsystem. Sie preisen Nahrungsergänzungsmittel und Krebsdiäten zur Stimulation der Abwehr an. „Manche sind sinnvoll als Ergänzung zur Schulmedizin, bei anderen ist die Wirkung nicht erwiesen oder auch widerlegt“, sagt Jutta Hübner von der Deutschen Krebsgesellschaft.

## **7800 Euro für Vitamin C**

Mit bis zu 30 000 Euro im ersten Jahr schlugen die unterschiedlichen Behandlungskonzepte zu Buche. Wobei es sehr schwer war, unsere Gesprächspartner auf Zahlen festzulegen. Nur einer der Anbieter hatte einen Vertrag mit gesetzlichen Krankenkassen, zwei weitere sahen Aussichten, dass private Kassen die Kosten teilweise übernehmen würden. Wir bekamen wolkige Antworten. Als ich beispielsweise nach den Kosten der „Vitamin-C-Hochdosis-Therapie“ fragte, nannte mir eine Ärztin zunächst 75 Euro als Preis für eine Infusion. Nach langem Hin und Her erfuhren wir schließlich, dass diese Behandlung nur über ein ganzes Jahr gegeben sinnvoll wäre – zwei Infusionen pro Woche, macht 7800 Euro allein für diesen Posten. Die meisten Alternativmediziner konnten nicht mal einen ungefähren Kostenrahmen

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

nennen und gaben als Grund oft „weitere nötige Untersuchungen“ an, die sich allein schon auf bis zu 1000 Euro summierten.

Geradezu ein Schnäppchen war die „Höner-Mehrschritt-Therapie-5“ eines Tierheilpraktikers, der sich widerwillig auf ein Gespräch einließ, weil er wohl schon juristische Probleme hatte: „Ich darf keine Menschen beraten oder behandeln.“ Auf der Website [alternativheilung.eu](http://alternativheilung.eu) wird ein Mix aus verschiedenen Nahrungsergänzungsmitteln zur „Selbsttherapie“ von Krebs empfohlen, dessen hohe Wirksamkeit Höner angeblich an seinem Hund entdeckt hat. Er hatte die Internetpräsenz früher selbst geführt, jetzt steht im Impressum der Name einer Frau, die alle Interessierten per Link direkt zu Höners Produktseite weiterleitet. Ein Anti-Krebs-Package lässt sich für rund 170 Euro erwerben. Damit käme man drei Monate über die Runden. Höner ließ sich im Telefonat dazu hinreißen, die „Erfolgschancen“ genau zu beziffern – was die anderen Alternativmediziner tunlichst vermieden, weil dies ohne wissenschaftlichen Nachweis rechtlich problematisch ist: „Deutlich über 90 Prozent, wenn man noch keine Chemotherapie und noch keine Bestrahlung gemacht hat. Wenn man das schon gemacht hat, geht’s deutlich runter ...“

Die Schweizer Heilerin will mit Katja allein sein für die „energetische Arbeit“ am Tumor. Die Sitzung dauert eine halbe Stunde, kein Ton dringt durch die Tür. Wird sie jetzt, nachdem sie die Befunde gesehen hat, einen bösartigen Tumor diagnostizieren, wo keiner ist? Später erzählt Katja, was sie erlebt hat. Die Heilerin habe beide Hände an verschiedenen Stellen – Brust, Achsel, Oberbauch – aufgelegt, immer eine vorn, eine am Rücken, und habe so minutenlang verharrt. Katja ließ sich fallen: „Es fühlte sich an, als ob Energie von vorne nach hinten durchflösse. Die Gedanken fliegen weg. Es ist ein wunderbares Gefühl, wenn sich jemand so auf dich konzentriert. Ich bin eingeschlafen, Wachsclaf, im Sitzen abgedriftet, nur manchmal riss es mich wieder zurück in die Realität. Danach geht es einem besser, weil man sich auf sich besonnen hat. Das macht man so selten im Alltag.“

Die Schweizer Heilerin hat unseren Test glänzend bestanden. Befund richtig interpretiert, Gefahr erkannt, zur Operation geschickt. Gleichzeitig aber gab sie ihr Bestes, um den Heilungsprozess zu unterstützen. Die Heilkraft der Meditation und vergleichbarer Verfahren ist heute Gegenstand der Forschung, und gerade das

Immunsystem, das zunächst ein Krebsleiden nicht erkennt und später unter der Wirkung von Chemo- und Strahlentherapien leidet, scheint davon zu profitieren.

Der einzige Schönheitsfehler: Die Heilerin tappte in die Falle und spürte einen kleinen, sehr aggressiven Tumor – genau dort, wo er laut Befund zu vermuten war. Kein Mensch ist vor der Kraft der Suggestion gefeit.

Unser erschreckendes Rechercheergebnis erlaubt kein Pauschalurteil über sanfte Heilmethoden – es ist eine Stichprobe unter selbsternannten Krebspezialisten. Trotzdem legt es nahe: Die Alternativmedizin müsste stärker reglementiert werden. Gegner solcher Forderungen sagen, jeder habe das Recht, über seinen Körper selbst zu entscheiden. Doch diese Verantwortung dem Einzelnen zu überlassen und ihn – ohne weitere Beratung – in die Welt der Wunderheiler zu schicken, das überfordert jeden Medizinlaien. Das ist auch Katjas Fazit. „Das Krasseste ist, dass jeder so tut, als sei das, was er anbietet, das Beste. Und dann sagt: ‚Es ist Ihre Entscheidung.‘“

Wer als Krebspatient arglos in den Dschungel der Wunderheiler stolpert, spielt Lotterie. Gerät er an den Falschen, riskiert er den frühen Tod.

## **Kleintexte (gehören in diesem Falle einfach dazu)**

### **Heilpilze**

wirken im Tierexperiment gegen Krebs. Auch gibt es vielversprechende erste Studien über den Einsatz am Menschen bei bösartigen Magen- und Darmtumoren. Entgegen der Meinung mancher Alternativmediziner sind Pilze jedoch kein Ersatz für

Schulmedizin

### **Aprikosenkerne**

gelten unter Verschwörungstheoretikern dank ihres Wirkstoffs Amygdalin (auch: „Vitamin B 17“ als Allheilmittel gegen Krebs. Schulmediziner hingegen warnen vor tödlichen Vergiftungen. Die Wahrheit liegt in der Mitte: Neueste Forschungen zeigen,

dass die giftige Wirkung wohl bislang überschätzt wurde und der Stoff Anti-Krebs-Wirkung zeigt – zumindest im Zellexperiment. Noch gilt aber: Vorsicht!

## **Omega-3-Fettsäuren**

Hemmen Entzündungen, verhindern das Wandern von Tumorzellen im Körper und fördern ihr Absterben. Sie gelten unumstritten als sinnvolle Nahrungsergänzung für Krebspatienten – auch in der Schulmedizin

## **Ginsengkapseln**

sind Bestseller der Apotheken und Reformhäuser. Tatsächlich ist Ginseng eine hochwirksame Pflanze, deren Bedeutung für Tumorpatienten weiter erforscht werden muss. Aber im Körper wirkt es ähnlich wie Östrogen. Hormonabhängige Brusttumoren wachsen deshalb unter Ginsengtherapie schneller. Nur in Absprache mit einem qualifizierten Arzt einnehmen!

## **Vitaminpulver von Dr. Coy**

Der hier abgebildete Mineralstoffmix wird als Bestandteil einer Krebsdiät vertrieben, die der Forscher Johannes Coy entwickelt hat. Das zugrunde liegende Konzept bewerten Experten als interessant, die angebotenen Lebensmittel sind hochwertig. Klinische Studien fehlen jedoch

## Bitte, Papa

*Irgendwann muss man für seine Eltern sorgen. Was aber, wenn sie das nicht wollen?*

Von Marlene Halser, taz, 04.01.2014

Am Weihnachtsabend vor einem Jahr war klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Mein Vater hievte sich auf den Beifahrersitz meines Wagens. Der Geruch, der von ihm ausging, ließ mich das Fenster herunterkurbeln. „Bist du das?“, fragte ich ihn. Mein Vater schaute ertappt. „Der Boiler ist kaputt“, sagte er. „Mit kaltem Wasser badet es sich so schlecht.“ „Wie lange schon?“, fragte ich. „Schon eine ganze Weile“, sagte er. Dann fuhren wir los.

Mein Vater ist 72 Jahre alt, und würde man ihn nach objektiven Kriterien beurteilen, müsste man wohl sagen, dass er verwaorlost ist. Bis ich es geschafft habe, dieses Wort zu verwenden, hat es zwei Jahre gedauert.

Irgendwann kommen fast alle Kinder an den Punkt, an dem sich das Verhältnis zu ihren Eltern umkehrt. Er kommt oft unvermittelt. In einer Gesellschaft, die von Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und der Sehnsucht nach Freiheit geprägt ist, bringt uns niemand bei, was zu tun ist, wenn die eigenen Eltern es nicht mehr alleine schaffen, ganz egal, ob Alter und Krankheit sie schwächen oder ob es wie bei meinem Vater die Armut ist, die das gewohnte System zum Einsturz bringt. Ich musste das lernen. Ich lerne immer noch.

Anfangs ging es nur ums Geld. Eigentlich war mein Vater längst alt genug, in Rente zu gehen. Den kleinen Schreibwarenladen hatte er 2003 aufgegeben und sich einen Traum erfüllt. Er war wieder aufs Land gezogen. Raus aus der engen Dreizimmerwohnung in München-Milbertshofen, in der ich aufgewachsen war und die mein Vater nach der Scheidung alleine bewohnt hatte, zurück in das Haus seiner Eltern.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ein kleiner Einsiedlerhof mit Scheune und Stall, der nach dem Krieg ein paar Schweinen und einer Kuh Platz geboten hatte und auf dem meine Großmutter bis in die achtziger Jahre Hühner hielt. Hinter dem Haus wachsen knorrige Obstbäume in den Himmel. Die Bina, ein schmaler Bach, trennt den Grund von der Landstraße, die die niederbayerischen Ortschaften Aich, Hilling und Bonbruck verbindet.

Für meinen Vater, der mit 17 Jahren ohne ein Wort des Abschieds abgehauen war, ist dieses Haus immer ein Sehnsuchtsort geblieben. „Eines Tages ziehe ich wieder aufs Land.“ Diesen Satz habe ich als Kind ziemlich oft gehört.

Nun lebte er also dort. Statt aber die Vorzüge seines Alterswohnsitzes zu genießen, fuhr er nach wie vor jeden Tag mit einem klapprigen Mercedes-Sprinter nach München, um Kurierfahrten zu erledigen. Er wollte mit den paar hundert Euro aus dem Job Schulden abbezahlen, eine fünfstellige Summe, die einem mit knapper Rente unbezwingbar vorkommen muss – irgendwie schaffte er es aber, noch mehr anzuhäufen.

Seit ich mich erinnern kann, hat mein Vater über seine Verhältnisse gelebt. Alle zwei Jahre leaste er ein neues Auto. Einen Kombi oder einen Jeep-Verschnitt, wegen der Waren, die er für seinen Kiosk einkaufte – aber auch, weil das ein stattliches Auto ist. Mein Vater war auf seine Wagen immer sehr stolz. Er belieh das Haus seiner Eltern und nahm einen Kredit nach dem anderen auf. Die Ehe meiner Eltern zerbrach am ständigen Streit über Geld.

Comics und Schnaps: Er pachtete Kiosk um Kiosk

1958, als er als junger Mann nach München kam, heuerte mein Vater als Bauarbeiter an. Für die Deutsche Schlafwagengesellschaft bereiste er ganz Europa. Er scheint das Leben damals sehr genossen zu haben. Der Junge vom Dorf, der die Schule nur bis zur neunten Klasse besucht hatte und dessen Jugend aus Elvis-Presley-Platten, Motorrollern und der Eroberung der schönsten Frau im Petticoat bestanden hatte, reiste nun bis nach Hamburg oder Sizilien, amüsierte sich auf der Reeperbahn, aß frische Pasta und trank italienischen Wein.

Heute zeugen alte Bilder von dieser Zeit – und Postkarten verflossener Liebschaften, die ich im Grundschulalter in seinem Nachtkästchen fand. Auf einem

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schwarz-Weiß-Foto sieht man einen jungen Mann mit gegelter Haartolle im weißen Feinrippunterhemd, eine Zigarette in der Hand, der lachend mit seinen Kumpels in einem leeren Abteil zecht.

Ich habe dieses Bild immer gemocht, weil es mich meinem Vater so nahebringt. Die Lust am Abenteuer, die Begeisterung für Nacht und Rausch, all das habe ich sehr gern von ihm geerbt. „Wäre ich bei der Bahn geblieben, hätte ich jetzt ausgesorgt“, sagt mein Vater heute oft. Damals aber wollte er selbstständig sein.

Also eröffnete er 1976 mit meiner Mutter, die er im selben Jahr geheiratet hatte, ein Wirtshaus, und als meiner Mutter die schwere Arbeit zu viel wurde, pachtete er Kiosk um Kiosk, um dort Zeitschriften, Comics, Zigaretten, Gummischlangen und Schnaps in kleinen Flaschen zu verkaufen. Viel eingebracht hat ihm das nie. Meine Mutter hielt das Geld zusammen.

Doch nach der Scheidung 1992 ging es für meinen Vater finanziell bergab. Als er das Inventar des letzten Ladens an seinen Nachfolger verkaufte, bevor er aufs Land zog, machte er noch mal ordentlich Miese. Deshalb verdingte er sich mit knapp siebzig Jahren als Kurierfahrer.

Mein Vater, das kann man wohl so sagen, hat sich selbst in eine desaströse Lage gebracht.

Das Ausmaß der finanziellen Katastrophe, in der er sich befand, offenbarte er mir nur sehr zögerlich, Rechnung für Rechnung und Brief um Brief – und als es längst zu spät war, um etwas abzuwehren.

Im Nachhinein frage ich mich oft, wo ich war, als mein Vater all diese falschen Entscheidungen traf. Ich muss dann feststellen: Überall, nur nicht bei ihm. Ich hatte lange studiert und die Freiheiten, die ein Magisterstudium bot, ausgekostet. Statt ständig zu lernen, ging ich auf Reisen und statt an meinem Lebenslauf zu feilen, stand ich nachts hinterm Tresen. Nach etlichen Praktika und einer Journalistenschule schlug ich mich schließlich als freie Journalistin durch. An meinen Vater habe ich damals keine Sekunde gedacht. Womöglich ist, wer selbst noch mitten in der Entwicklung steckt, dazu auch nicht in der Lage. „Vierzig ist das neue Dreißig“, haben wir unter

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Freunden oft gesagt – in dem Gefühl, für alles, was mit Stabilität und Erwachsenwerden zu tun hat, noch unendlich viel Zeit zu haben.

Jetzt musste ich auf einmal Verantwortung übernehmen, weil man Vater sich zusehends weniger erwachsen benahm.

Zuerst war es nur die Steuererklärung, die er mich bat, für ihn auszufüllen. „Ich sehe nicht mehr so gut“, sagte er damals. „Aber ich sage dir, was du hinschreiben musst.“

Das Verhältnis zu meinem Vater war immer schon gut und schwierig zugleich. Ich teile seinen Wunsch nach Unabhängigkeit und einem Leben, das wild ist, außergewöhnlich und ein bisschen heldenhaft. Der Pragmatismus, die Vernunft und buchhalterische Kleinlichkeit meiner Mutter, die ihn in seinen Ehejahren vor dem finanziellen Ruin bewahrt hatten, waren auch mir oft fremd.

Trotzdem war er lange ein Mann, vor dessen cholerischen Ausbrüchen ich mich als Kind fürchtete. Als er meiner Mutter kurz nach der Trennung aus Eifersucht ein blaues Auge schlug, sprach ich viele Jahre kein Wort mit ihm und drückte den Hörer auf die Gabel, wenn er am anderen Ende der Leitung war.

Mit Mitte zwanzig nahm ich wieder Kontakt zu ihm auf, unser Verhältnis war ein anderes geworden. Er hatte die Kontrolle über mich verloren und war nicht mehr Vater im eigentlichen Sinne. Ich hatte gelernt, alleine zurechtzukommen.

Dass der Mann aber, den ich lange Zeit als stark und übermächtig empfunden hatte, jetzt, mit siebzig, plötzlich Hilfe brauchen könnte, fiel mir dennoch schwer zu akzeptieren. Ich fühlte mich schlicht nicht zuständig, so wie er auch längst nicht mehr für mich zuständig war.

„Brauchst du Geld, Papa?“ Er lachte, wie so oft. „Ja“

Gut zwei Jahre muss es wohl her sein, als ich ihm am Telefon diese eine Frage stellte. Brauchst du Geld, Papa? „Ja“, sagt er einfach nur und lachte. Wie so oft. Humor ist für meinen Vater eine Lösung, die auf alles passt. Mit seiner Antwort habe ich trotzdem nicht gerechnet.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Dann brachte er seine Rechnungen – und meine Panik wuchs. Mahnungen von der Telekom für einen Festnetzanschluss, der nicht funktionierte, horrenden Abschlagszahlungen vom Stromversorger, verursacht durch einen Elektroofen im Wohnzimmer, vom Finanzamt geschätzte Steuernachzahlungen. Und dazu die monatlichen Raten für die Bank, die ihm kaum Geld zum Leben ließen.

Gerne hätte ich einige der Rechnungen einfach beglichen. Aber ich war froh, wenn ich selbst über die Runden kam. Ich wohnte zur Untermiete in einer kleinen Einliegerwohnung und statt über die Gründung einer eigenen Familie nachzudenken, kam ich oft erst mittags aus dem Club. Ich fühlte mich wie eine Rettungsschwimmerin, die sich vorgenommen hatte, einen tonnenschweren Sack aus der stürmischen See zu ziehen und drohte, dabei gleich selbst zu ertrinken.

In meiner Not wandte ich mich an meine Mutter. Konnte Sie mir nicht einen Teil dieser Verantwortung abnehmen?

„Du solltest dich da am besten nicht einmischen“, sagte sie, als sie mit steifem Rücken in meinem Flohmarktsessel saß und ich ihr von den Rechnungen erzählte. Ihre Stimme wurde immer schriller, „dein Vater hat sich schließlich selbst in diese Lage gebracht!“ Seit der Scheidung haben meine Eltern nur das Allernötigste gesprochen.

Was meine Mutter in diesem Moment aber vergaß: Sie kann sich sehr wohl von ihrem Ehemann scheiden lassen, ich mich aber nur schlecht von meinem Vater.

„Du hilfst nicht ihm damit, sondern mir“, versuchte ich sie zu überzeugen. Schließlich seufzte sie und verhinderte mit hochgezogenen Augenbrauen, dass meinem Vater der Strom abgestellt wurde. Sie beglich die wichtigsten Rechnungen. Gelöst war damit langfristig aber gar nichts.

Und weil ich in diesem Moment gemerkt hatte, dass es außer mir niemanden gab, der meinem Vater helfen wollte, stellte ich schließlich gemeinsam mit ihm eine Kostenrechnung auf und vereinbarte einen Termin bei der Schuldnerberatung.

Der Mann, der uns im Rollkragenpullover in seinem kargen Büro empfing, war freundlich und wirkte betroffen. Mein Vater war zuvor extra beim Friseur gewesen. Nun knetete er sein ausgebleichenes Baseballkappe im Schoß und beantwortete jede Frage. Die Lösung, die uns der Berater unterbreitete, schien ganz einfach. Weil mein

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Vater eine Rente unter dem Grundsicherungsniveau erhält, riet er ihm, seinen defizitären Kurierfahrerjob aufzugeben und Privatinsolvenz anzumelden. Auf einen Schlag wäre er so die Forderungen seiner Gläubiger los. Der einzige Haken: Das Haus müsse zur Tilgung der Schulden an die Bank fallen.

„Wenn ich aus diesem Haus ausziehen muss, dann sterbe ich“, sagte mein Vater, als er mit unsicheren Schritten das Büro der Schuldnerberatung verließ.

Das Haus ist ein Teil von ihm geworden. Dort kommt er her, dort will er bleiben. Eine weitere Station hat er für sein Leben nicht vorgesehen.

Hatte ich das Recht, für ihn Entscheidungen zu treffen?

Er wolle, sagte er also, die Schulden, die er gemacht hatte, abbezahlen. Das gebiete ihm sein Anstand – auch dann, wenn ich, wie ich immer wieder beteuerte, kein Problem damit hatte, die Schulden und damit auch das Erbe nach seinem Tod abzulehnen. Er habe sich das genau ausgerechnet. „Wenn ich die nächsten zehn Jahre meine Raten zahle, hab ich es geschafft.“ In zehn Jahren würde er über achtzig Jahre alt sein.

Nach dem Besuch bei der Schuldenberatung begann ich vor der Situation davonzulaufen. Ich war wütend, weil er das Notwendige nicht anerkennen wollte. Vor allem aber fühlte ich mich unfassbar allein. Mit Freunden über die Situation zu sprechen, fiel mir schwer. Niemand schien ein ähnliches Problem zu haben. Im Gegenteil: Meist waren deren Eltern rüstige Rentner, die es im Leben zu bescheidenem Reichtum gebracht hatten und ihren Lebensabend nun mit Wandern, Golf spielen und Reisen zubrachten – genau wie meine Mutter.

Ich hatte mir schon immer Geschwister gewünscht. Aber noch nie so sehr wie jetzt.

Wann beginnt eigentlich der Moment, in dem sich die Kinder wieder um ihre Eltern kümmern müssen und nicht mehr andersherum? Gilt das erst, wenn Eltern krank und pflegebedürftig werden? Oder fällt auch selbstverschuldete finanzielle Not, gepaart mit Sturheit, in diese Kategorie? Sollte ich versuchen, meinen Vater finanziell zu unterstützen und mich damit womöglich selbst gefährden? Oder musste er die Dringlichkeit seiner Lage selbst begreifen?

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Ich vergrub mich in Arbeit, ging aus, fuhr in Urlaub. Ich wollte nicht über ihn und seine Misere nachdenken – aus Angst, dass diese Verantwortung viel zu groß sein könnte. Ich hatte aus gutem Grund bislang keine Kinder bekommen.

Dann kam der Weihnachtsabend, an dem er zu mir ins Auto stieg und diesen Geruch mitbrachte. Den Kurierfahrerjob hatte er inzwischen verloren. Die Schulden aber waren noch da.

In meiner kleinen Münchner Wohnung drückte ich ihm ein Handtuch in die Hand und schickte ihn unter die Dusche. Als er nach sehr langer Zeit wieder aus dem Bad kam, wusste ich, dass es so nicht weitergehen konnte, dass ich sein Problem zu meinem machen musste. Die Frage war nur: wie?

Hatte ich das Recht, Entscheidungen für ihn zu fällen, auch solche, die ihm nicht gefielen? War das vielleicht sogar meine Pflicht?

Das alte Haus, das er bewohnt, ist über die Jahre mehr und mehr verfallen. Jedes Mal, wenn mein Vater die Haustüre öffnet, bröckelt der Beton aus dem Mauerwerk. Das Abzugsrohr des alten Wamsler-Ofens in der Küche, den man noch mit Holz befeuern muss, ist kaputt, sodass die Wände von Küche und Wohnzimmer vom Ruß ganz schwarz geworden sind. Die beiden Katzen, die meinem Vater die einzige Abwechslung bieten, schnurren und haaren vor sich hin. Und die Weberknechte, die das Haus bevölkern, breiten ihre Spinnweben an den Wänden aus. Zum kaputten Boiler kam schließlich ein Wasserrohrbruch und in der Folge eine Rechnung des Wasserwirtschaftsamtes, die auch in die Tausende ging.

Mir wäre es am liebsten gewesen, mein Vater wäre in eine Sozialwohnung im Ort gezogen. Dort hätte er, fast blind, die Nerven im rechten Bein von der Diabetes angegriffen, alle nötigen Geschäfte in unmittelbarer Nähe gehabt. Stattdessen hackt er nach wie vor Holz, um es im Winter warm zu haben, tastet sich über die steilen Treppen des Hauses und entziffert die Nummern auf seinem Handy mit einer Lupe. Briefe vom Amt kann er mithilfe des Vergrößerungsglases nur noch entziffern, wenn er damit ins Freie geht oder die Sonne durch die Fenster scheint. Abends sieht er fern, „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“, oder sitzt mit den Katzen im dunklen Zimmer und denkt nach. Was er sonst so treibt – ich weiß es nicht.

Selbst wenn ich ihn zur Privatinsolvenz zwingen wollte: Konnte ich das überhaupt? Rein rechtlich? Wollte ich, wie mir Verwandte immer wieder rieten, meinem Vater das einzige nehmen, was ihm geblieben war: seine Freiheit, selbst über sein Leben entscheiden zu können.

„Da ist viel Wärme“, sagte die Therapeutin über uns

Ich war trotz allem seine Verbündete, schon immer gewesen, sein kleines Mädchen, die Tochter, auf die er stolz ist und auf deren Wort er etwas gibt – vielleicht gerade deshalb, weil ich so lange wütend auf ihn war. Der Gedanke, dieses Gefühl, seine Liebe, aufs Spiel zu setzen, tat mir weh.

Vielleicht, dachte ich, bin auch ich es, die mit der Situation zurechtkommen muss. Mein Vater hatte sich ja, allen Entbehrungen zum Trotz, in seinem Leben eingerichtet: Seit er kein Auto mehr hat, fährt er mehrmals in der Woche mit dem Bus in die nächste Ortschaft zum Einkaufen, kocht seine Mahlzeiten, so gut es geht, auf dem alten Herd in der Küche und ist trotz des wenigen Geldes, das er zur Verfügung hat, der Feinschmecker geblieben, der er immer war.

Ab und zu berichtet er mir, wie er aus nur wenigen Zutaten eine gute Suppe, einen Braten oder eine Nudelsoße zubereiten kann. Einsam scheint er sich nicht zu fühlen. Auf einen Freundeskreis, wie er mir so existenziell und wichtig erscheint, hatten weder meine Mutter noch mein Vater je großen Wert gelegt. Und nachdem die beiden Beziehungen, die mein Vater nach der Scheidung eingegangen war, wenig erfreulich geendet hatten, schien er ganz gern alleine zu sein. Er hatte ja die Katzen.

Weil ich wissen wollte, warum es mir so schwer fiel, seine Situation ohne Angst zu betrachten, ging ich zu einer Therapeutin, die ich schon seit Jahren kannte. Oft hatte sie mir im Gespräch geholfen, klarer zu sehen. Ihr Zimmer unter dem Dach und der Schaukelstuhl unter der Schräge, in dem ich immer saß, waren mir vertraut.

Wir sprachen vor allem über das gute Verhältnis zwischen mir und meinem Vater. Für viele ist er „ein blöder Hund“, wie man in Bayern sagt. Seine älteren Geschwister haben ihn oft so genannt. Ein wirklich ernstes Gespräch mit ihm zu führen, ist nicht leicht. Meist antwortet er in Kalauern. Und kommt man ihm mit

einem guten Rat zu nahe, kann er sehr aufbrausend sein. Vor allem aber wittert mein Vater hinter jedem gut gemeinten Angebot ein Komplott.

Fragt man ihn, warum er sicher ist, dass ihm die Nachbarn, Bruder und Schwester, Stiefsohn und wer weiß noch alles, etwas Böses wollen, kann er sein Misstrauen nur mit vagen Andeutungen begründen. Wen man um etwas bittet – so seine Überzeugung – dem wird man zur Last. Und wer einem einen Gefallen tut, will später etwas dafür, sei es nur: sich einmischen. Also lässt mein Vater niemanden an sich heran – außer mich.

„Du bist die einzige, auf die er hört“, sagen seine Geschwister seit Jahren zu mir.

Während ich im Schaukelstuhl wippte, wurde mir bewusst, warum das so ist: Ich bin die einzige, die ihn so nimmt, wie er ist, die es nicht besser weiß und sein Leben nicht in den Kategorien „normal“ und „nicht normal“ bemisst. Als ich davon erzählte, wusste ich plötzlich sehr genau, dass ich ihn genau darum zu nichts zwingen darf. Er würde einen Verbündeten verlieren. Und ich auch.

„Da ist so viel Wärme zwischen Ihnen“, sagte die Therapeutin am Ende der Sitzung. „Behalten Sie sich das gute Gefühl.“ Danach ging es mir besser. Ich wollte das gute Gefühl behalten. Also lud ich das Auto eines schönen Sommertages voller Papiertüten mit Biokost und ökologisch abbaubaren Putzmitteln und fuhr die knapp neunzig Kilometer zu ihm.

Vier Tage wollte ich bleiben, ihm bei seinen Erledigungen helfen, ihn verstehen und so herausfinden, was er wirklich braucht und was ich für ihn leisten kann.

Vielleicht ist es am wichtigsten, dass ich einfach mal für ihn da bin, dachte ich.

In meiner Erinnerung – und vermutlich auch in der meines Vaters – war die Küche hier früher ein warmer, behaglicher Raum gewesen.

Als meine Großmutter noch lebte, wirbelte sie hier in einer blauen Kittelschürze, die Haare unter einem Kopftuch versteckt, zwischen dem Bratrohr und den auf dem Herd dampfenden Kochtöpfen umher, buk Dampfnudeln, schnitt Pfannkuchen zu dünnen Streifen als Einlage für die Suppe und übergoss die eingeritzte Kruste des Schweinebratens im Rohr in regelmäßigen Abständen mit heißem Wasser.



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Jetzt war die Küche eine Art Geisterort: die Schränke und die Tassen und Teller darin ganz schwarz; die wenigen Lebensmittel standen aufgereiht neben den Katzenfutterdosen auf der Anrichte.

Zwei Tage putzte ich, weil ich sonst in all dem Dreck nicht kochen konnte. Ich schrubbte über die Fliesen und über Schranktüren. Generationen von Töchtern haben das in den vergangenen Jahrzehnten für ihre alleinstehenden Väter wohl so gemacht. Ich aber betrat Neuland, als ich mir die grünen Gummihandschuhe überstreifte, Wasser und Spülmittel in einem Eimer mischte.

Bislang, das fiel mir dabei auf, hatte sich mein Leben ganz um mich gedreht. Meine Eltern waren nur Statisten, die mich zwar nach Kräften unterstützten, mir nicht zu viel dreinreden sollten und die – so nahm ich an – gänzlich unabhängig von mir funktionierten.

Seit der Scheidung waren wir alle drei Einzelkämpfer. Nur schien mein Vater mittlerweile nicht mehr allein kämpfen zu können.

Als die Küche einigermaßen bewohnbar war, kochte ich ihm eine deftige Suppe, die wir an einer Bierbank draußen im Hof aßen. Wir lachten über seine albernen Witze, die ich seit Jahren kannte. Danach fuhren wir in das nächste Dorf, um in der Gemeinde über den Verkauf von einem Teil seines Grundstücks zu verhandeln und um einige Besorgungen zu machen.

Als es langsam zu dämmern begann, waren wir wieder zu Hause und schürten gemeinsam das Feuer im Ofen an. Ich ging gerade die Vorräte durch und überlegte, was wir zu Abend essen konnten, als mein Vater plötzlich wirr zu reden anfing. Wie jemand, der – bereits im Einschlafen begriffen – noch versucht, auf Fragen zu antworten, dessen Gedanken aber längst in einem Traum gefangen sind.

„Was ist denn los?“ fragte ich und muss dabei ängstlich geklungen haben. „Ich muss Insulin spritzen“, sagte er, nun selbst nervös, „gib mir bitte die Kanülen.“ Er nestelte bereits an der Verpackung der Nadel herum, mit der er sich in den Finger stechen und einen Blutropfen erzeugen muss, um den Blutzuckerspiegel mithilfe eines elektronischen Geräts messen zu können.

Vier Tage wollte ich bei ihm sein. Nach zweien ging ich

Als er sich die Injektion in die Bauchfalte gejagt hatte, atmeten wir auf. Meine Zuversicht jedoch, dass ich meinem Vater den größten Gefallen tue, wenn ich ihn nur regelmäßig besuche, war verflogen.

In diesem Moment hatte ich nur noch Angst, ihn zu verlieren, dass er sterben würde, allein und ohne dass es jemand mitbekam. Plötzlich hielt ich die Enge, die Kälte und den Dreck nicht mehr aus.

Ich reiste ab, obwohl ich noch zwei Tage hatte bleiben wollen. In meiner eigenen, kleinen Wohnung hatte ich mich noch nie so wohl gefühlt wie an diesem Abend.

Einige Wochen später rief ich eine Familienkonferenz bei meinem Onkel ein. Gemeinsam saßen wir in der geräumigen Wohnung meines Onkels und seiner Frau in einem Vorort südlich von München und aßen Ratatouille. Ich hatte mittlerweile den Plan gefasst, es mit einer Art Haushälterin zu versuchen, die das Haus ein wenig auf Vordermann bringen sollte und regelmäßig nach ihm sehen. Vielleicht würde mein Vater eine gänzlich fremde Person, die für diese Aufgabe bezahlt würde, akzeptieren. Nur wer eine solche Haushälterin bezahlen sollte, war nicht klar. Also schlug ich vor, die Kosten mit den engsten Verwandten meines Vaters zu teilen. Alle schwiegen betreten.

Nein, Geld wolle man nicht bezahlen, erklärte mir meine Tante. Schon einmal habe man meinem Vater Geld geliehen – und es nie zurückbekommen.

Einige Wochen später telefonierte ich mit einer älteren Dame, die nicht weit von meinem Vater entfernt wohnt. Nachbarschaftshilfe, dachte ich, das könnte es sein. Menschen, die bereit sind, anderen ehrenamtlich oder für wenig Geld zu helfen. „Mit schwierigen Fällen komme ich gut zurecht“, sagte die Frau, die am Telefon sehr fröhlich und pragmatisch klang.

„Bitte, sag ja“, sagte ich wenig später zu meinem Vater. „Tu es für mich. Ich bin so weit weg und ich mache mir Sorgen um dich.“

„Okay“, sagte mein Vater nach einer längeren Pause. „Ab Januar kann sie kommen, wenn dir das so wichtig ist.“

Es ist ein Anfang.



# Der Lustverwalter

1969: Der verheiratete Kaufmann Günter K. hat eine wilde Affäre mit seiner Sekretärin. Lang nach seinem Tod taucht plötzlich ein Koffer auf, gefüllt mit Notizen, Andenken, Locken und Fingerringen. Protokoll einer unheimlichen Besessenheit

**M**ai 1969 in Köln. Es ist Frühling. Im Baustoffhandel von Günter K. sind die Decken aus Holz, die Stoffgardinen vor dem Fenster haben geometrische Muster. Margret S. sitzt an der Schreibmaschine und tippt Rechnungen für ihren Chef: Günter, 39 Jahre, ein schlanker Typ mit Brillen, schütterem Haar, hellblauer Trevira-Hose und Sakko. Margret ist 24, eine grazile Erscheinung, die Haare toupiert, sie trägt Minitrock und keine Strumpfhose.

Die Liebelei zwischen Chef und Sekretärin, er tauft sie auf den Namen »Zini«, sie ruft ihn später »Schnaggel«, wäre längst vergessen, wenn nicht nach vierzig Jahren ein Aktenkoffer auftauchte, gepflegt, rümpel aus Mönchengladbach löst die Wohnung des toten Baustoffhändlers auf. Er entdeckt den Koffer.

Darin lagert eine Passion. Sie lagert in blauen Firmenkuverts, Günter hat Günter mit Datum und Uhrzeit notiert, was er mit Margret getrunken und gegessen hat, wo sie Sex hatten, ob Margret das »gelbe Kleid mit lila Borde« oder das »grüne Wildlederröckchen« trägt. Im Koffer liegen auch Antibabypillen, Eugynon 21, mit Datum beschriftet, des Weiteren aufgeklebte Schamhaare, ebenfalls mit Datum, eine Locke, Fingerringel, mit Tesafilm aufgeklebt und beschriftet: »Linker Fingerringel von Margret, 14.12.70.«

Außerdem Fotos: Margret vor und nach dem Sex, wie eine Madonna vor dem Goldspiegel beim Schminken, verführerisch im Körbchen-BH auf dem Bett oder mit weißen Netzstrümpfen im Opel Kapitän. Günter hebt auch Hotelrechnungen und Tramtickets auf.

Günter richtet über seinem Geschäft eine zweite Welt ein. Sie liegt nur ein paar Treppen über Laden und Büro, manchmal begegnet ihm im Treppenhaus der Nachbar Erthel. »Feinlich«, schreibt Günter. Anders als im Baustoffgeschäft ist oben alles plüschig. Die Fotos geben Einblick:

Für die Wände hat Günter Brokkatpetaten gewählt und Lüster mit Seidenschirmen. Die Dachwohnung hat eine Küche und eine Bar mit zwei Sesseln und Tisch. Auf einem Foto liegen rote Puschen auf dem Bett, die Günter für Margret offenbar besorgt und drapiert hat. Günter führt Protokoll über die Treffen: Nach dem Sex legt er »schöne Musik« auf und knipst das »Buntfernsehen« an, 1967 kam der erste Farbfernseher in den Handel, ungefähr 2400 DM. Sie rauchen HB-Zigaretten, trinken »Cappy«, einen Orangensaft, »mit MM-Sekt« und jedes Mal nach dem Sex, »Rücken- oder Spezialstellung«, macht er Fotos von ihr. Anschließend trinken sie in »Tonis Bar« oder Margret kocht selbst: Rouladen mit Dossenspargel und Gurkensalat.

Margret ist verheiratet. Ihr Mann heißt Lothar, »Loli«. Ein Ingenieur. Ihm sagen sie, dass Margret ihren Chef auf Dienstreisen begleitet. Die beiden reisen nach Bad Kreuznach, Bad Münster am Stein. Sie essen Paprikarahmschnitzel oder Ochsenschwanzsuppe zu Abend und Günter trinkt nach dem Essen »Cappy mit Grünem«, Orangensaft mit 50-prozentigem Escorial, Modegetränk in Geschäftskreisen. Sie tanzen in Kurhäusern, schauen aus der Boppard-Seilbahn in die Landschaft. Während Margrets Mann nichts ahnt, weiß Günters Frau Leni von der Affäre.

Eines Tages steht sie vor Margret im Geschäft: »Sie haben einen minderwertigen Charakter«, sagt sie. »Sie zerstören eine gute Ehe.« Margret, die immer selbstbewusster wird, ist außer sich. Um zehn Uhr sagt sie tags darauf zu Günter: »Sie muss sich bei mir entschuldigen.«

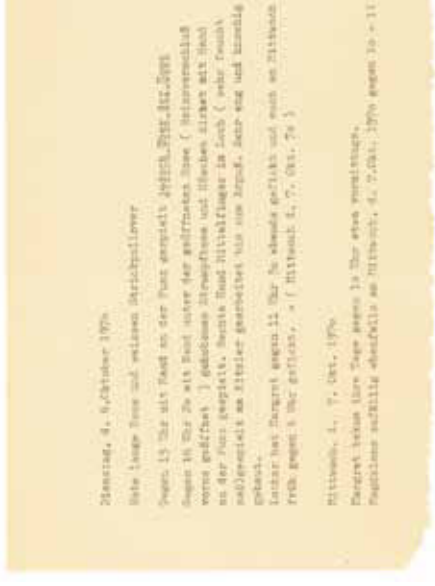
Sonst sei es mit dem Geschlechtsverkehr aus, »spring auf Deine Frau, mach, was Du willst, auf mich kommst Du nicht mehr.« Günter unter Druck: Am Ende entschuldigt sich die Ehefrau in der Mittagspause bei der Geliebten. Ausnahmsweise schreibt er auf einem Kalenderblatt. Es wirkt, als würde er die Dialoge für ein Theaterstück tippen. Hier die Worte der Ehefrau, da die Worte von Margret. Und am Ende Günter: »Nach Geschäftsschluss nach oben und um 17 Uhr 15 – 17 Uhr 30 in Rückenlage 1x geliebt. Anschließend nach Alt-Köln.« >>



In diesem schwarzen Koffer (oben) lagerte die Passion des Günter K.: Fotos seiner Geliebten Margret, Rechnungen für Hotelzimmer und Restaurants in Kurorten, Umschläge mit seinem geheimen Tagebuch.



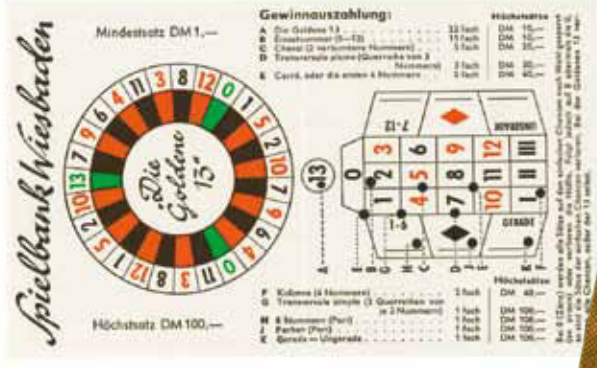
Margret, Sekretärin, sitzt im Liebesnest, einer Wohnung über Günters Geschäft. Sie trägt die Haare rot gefärbt und toupiert. Günter, ihr Geliebter, hält in seinen Protokollen alles fest: ihren weißen Strickpullover, Spielereien über der Hose und »direkt an der Funz«. Außerdem notiert er: Margret und seine Ehefrau bekommen zufällig am gleichen Tag ihre Tage.







Günter knipst Margret im Hotelzimmer beim Abschnürken. Das Paar unternimmt Ausflüge in die **Spielbank Wiesbaden**.



Günter hebt auch leere **Antibabypillen-Packungen** seiner Geliebten auf.



Links: Margret posiert im August 1970 vor dem »Kurhotel« im Taunus. Günter fotografiert sie im **Hotelzimmer** nach dem Sex.



»Alles in Ordnung wiederum.«

Günter protokolliert immer gewissenhafter. Seine Welt dreht sich um Margret, ihren Körper, Angaben über sein Geschäft fehlen. Er versucht, der Affäre Herr zu werden.

Wie ein Buchhalter notiert er: »Mittwoch, 17 Uhr 15, Beginn der Tage«. Oder »22 Uhr bis 22.50 gesteckt«. »Einweihungsfeier« nennt er den Akt, mal findet er auf dem gelben Sessel statt, vor dem Fischbecken, mal in Rückenlage und dann in »Spezialstellung«. Mal in Hotels wie dem »Nassauer Hof« oder dem »Kurfürst«, mal im Liebesnest oder sogar bei Margret in Köln-Niehl, wenn »Lolli« weg ist.

Am 22. August verursacht Margrets Ehemann Lothar einen tödlichen Unfall mit einem Radfahrer. Die beiden Liebenden sind im »Kurhotel Bad Schwalbach«, Zimmer 211. Sie unterbrechen den Urlaub nicht. Zwei Tage später lösen sie ein Tagesricket für die Spielbank Wiesbaden, dann reisen sie nach Schlangenbad im Taunus. Günter notiert lapidar: »ca. 9 Uhr vormittags, tödlicher Unfall von Lothar. Radfahrer aus Köln-Merheim rth. ca. 70 Jahre. Margret und ich waren in Bad Ems«. Auf den Fotos sehen sie glücklich aus. Nur auf einem blickt Margret nachdenklich über die Lahn, wo ein Schiff auf Touristen wartet. Auf einem anderen Foto berührt sie eine Hotelpflanze, der Blick geht in die Ferne.

## DIE EHEFRAU GEHT AUF KONFRONTATION. DIE GELIEBTE SAGT ZU GÜNTER: »SIE MUSS SICH BEI MIR ENTSCHULDIGEN. AUF MICH KOMMST DU NICHT MEHR«

Aus den Kuverts geht hervor, dass das Paar den Ehemann im Kölner Ausgeh- und Speiselokal »Trumm« trifft. Offiziell verstehen sich Margret und ihr Chef nur sehr gut. Er fährt sie mit dem Opel Kapitän sogar nach Hause. Günter aber notiert, wann der Ehemann die Beine von Margret hochstreicht. Von ihr weiß er, wann die beiden Verkehr hatten, und notiert auch das. Er schreibt auf, dass der andere nicht überprüfe, ob seine Frau wirklich die Tage habe. Dass dieser ihr glaube. Manchmal spekuliert er, dass der Ehemann zweimal am Tag Sex mit Margret habe, denn Margret sei sehr wild.

Es ist Oktober 1970. Die Stimmung kippt. Margret ist auf einmal still und stumm, auf den Fotos lächelt sie weniger. Günter notiert: »Bei Zini. Stimmung miese.«

Weil »Loli« wohl Verdacht schöpft, soll Günter andere Frauen treffen und in der »Trumm« vorstellen. »In Wirklichkeit tut sie das zu ihrem Schutz«, glaubt er. Er trifft Anzeigenbekanntschafften, wie Margret wollte – und sie ist sauer. Macht ihm eine Szene. Aber auch sie trifft einen Herrn, um ihn zu »neppen«. Mal ist sie abweisend. »Ich bin doch kein Roboter«, sagt sie nach dem Sex oder wenn er sie beim Schminken vor dem Spiegel fotografieren will. Dann wieder bietet sie ihm »Zungenküsse« an. Trotz Protokoll und Uhrzeiten wirkt Günter ratlos.

Margret, die anfangs kindlich ist, wird selbstbewusst: Am 9. November 1970 steht auf einer Rechnung: »Um 18 Uhr im Prinz Eugen zu Abend mit Margret gegessen. Sie zahlte.« Tags darauf spaziert Margret ins Geschäft. Sie kommt von ihrem Frauenarzt.

»Also ich bin schwanger.« Sie wisse nicht, von wem. Sie will es weg machen. Da sei eine Martha, Ex-Prostituierte und Hausfrau in Köln-Ehrenfeld, die das besorgen könne. Sie habe schon vor ihrer Tür gestan-





**Auf einem Kalenderblatt protokolliert**

Günter den Streit zwischen seiner Geliebten und seiner Ehefrau. Margret droht ihm mit Sexentzug. Seine Ehefrau muss sich schließlich entschuldigen.



**Margret im Hotelbett und im Opel Kapitän.** Günter klebt auch eine Locke vom Friseurbesuch ein.



Dienstag, d. 13.10.70  
 2 Bilder gemacht vom Schachlik essen, Margret hatte rötl. Rock an. Wollten abens ficken, jedoch auf Mittw. verschoben. Beide Busen nacht angefasst mit Waaen.  
 Mittwoch, d. 14.10.70  
 2 Bilder gemacht, weisser Pullover Gestrickt und rote Strickhose beim Curry-Wurst essen von Strassenseite her  
 5 Uhr zur Tante [ ] gefahren und bis 20 Uhr 30 geblieben Dann zur Eifelstr gefahren oben. Um 9 Uhr 10 Minuten ins Bett, Margret blieb auf dem Rücken liege bewegte sich jedoch gut. Ich wollte mir Zeit lassen, jedoch sagte: Lass kommen. Voll und viel hinein geschosse. Danach eine Zigarette im Bett geraucht, wie immer nach dem Geschlechtsverkehr und dann wollte, Sie unbedingt nach Hause. Sie war schlagartig still und wortkrag. Angeblich Magenschmerzen. Zur Trumm gefahren 9 Uhr 40 angekommen Lothar angetroffen, nur ein Bier getrunken und dann fuhr Margret zur Agneskirche mit Lothar zum Installateur der wiederum nicht nach Katzemisch gekomme war. Margret weiterhin sehr still und sagte komm L. laß uns fahren mir ist es schlecht.

**Auf Karteikarten tippt Günter die Details der Affäre.** Sex notiert er mit Uhrzeit. Im Herbst 1970 wird Margret immer wortkarger. Auf den Fotos schaut sie nachdenklich, **sie will die Affäre beenden.**

den, aber keiner öffnete. Lothar kann sie nichts sagen, da sie noch vor zwei Tagen behauptet hat, sie habe ihre Tage.

Abends kocht Margret Spargel aus der Dose. Sie schauen »Buntfernsehen« und trinken Cappy-Saft, haben noch mal Sex. »Jetzt kann ja nichts mehr passieren«, vertraut Günter seinem geheimen Tagebuch an. Er fährt Margret gegen 22 Uhr im »Kapitän« zum Ehemann. Unter dem Tageseintrag notiert er, wie lange der beim Sex kann und wie schnell er wieder einen Steifen kriegt (»nach 5 M«). Margret hat es ihm gesagt. Eine Tante von ihm findet, Margret sei eine sadistische Person, der es wohl Spaß mache, eine Ehe zu zerstören.

Zwei Tage später treibt Margret ihr Kind ab. 9 Uhr 10, Ehrenfeld, Peter-Bauer-Straße 1., Tel. 520682. Ausnahmsweise schreibt Günter mit Hand, nicht mit der Maschine. Er zahlt 500 DM für die Abtreibung. Ob das Kind von ihm ist, wird er nie erfahren. Unter seinem Tagesprotokoll schreibt Günter, dass es für Margret die dritte Abtreibung ist. Mit 17 hatte sie die erste. Für wen schreibt er? Fürchtet er, etwas von Margret zu vergessen?

Aus den Kuverts ist zu erfahren, dass das Paar zwei Tage nach der Abtreibung den Tanzabend der Prinzen-Garde Köln besucht, Tisch Nr. 16. Am 15. November, Sonntag, fahren sie ins Sauerland. Im Wagen ist es kalt, draußen Schneeregen. Sie essen in Bilstein, im Hotel »Zur Post«. Rinderkraftbrühe und Rumpsteak. Sie fahren bis kurz vor Attendorn weiter, machen im Auto einen Mittagsschlaf, decken sich mit dem Wintermantel zu. Während Günter schläft, küsst Margret ihn. So sagt sie es ihm beim Aufwachen. Günter notiert, dass sie es ihm mit der Hand im Auto besorgte, »sehr zart«. Die Blutung hält an. Eine Ausschabung sei »unabdingbar«, so Günter. Seine Welt dreht sich um den Körper der Geliebten, obwohl ihm alles zunehmend entgleitet. Er klebt ihre Schamhaare auf und schreibt pornografisch-buchhalterisch »Original Funzhaar von Margret aus dem GV v. 10.11.70«.

In der Weihnachtszeit beschließt Margret unvermittelt: »Ich kann nicht mehr auf zwei Hochzeiten tanzen«, nach Weihnachten müsse »dass« aus sein. Für den Weihnachtsurlaub soll er sich was anderes suchen. Er notiert, dass er einmal einen »Schlappen« hat. Trotzdem trifft

Mit freundlicher Genehmigung: Galerie Susanne Zander. Margret: Chronik einer Affäre. Mal 1969 bis Dezember 1970. Hrsg. von Nicole Delmes und Susanne Pfeffer, Verlag Walther König, ISBN 978-3-86335-254-7.



er »Fräulein Gisela« und zugleich »Ursula«. Ursula ist »groß, schlank, sehr gut aussehend. Weiße Stiefel, grünes chices Kleid, schwarze Haare.« Margret fleht: »Günter, tue mir einen Gefallen: Die nicht.« Sie springt bei laufender Fahrt aus seinem Opel Kapitän. Günter: »Sie war außer sich, denn dieses Mädchen war Margret an Jugend, Wuchs und Schönheit überlegen, äußerst geschmackvoll gekleidet und gebildet im Aussehen.« Als er mit der anderen Muscheln isst, stellt sich Margret in der »Trumm« an die Jukebox. Sie legt seine Lieblingslieder auf: *Du und Geh' nicht vorbei*. Günter: »Es machte mich wahnsinnig!« Dann fährt er mit der Bekanntschaft in die Wohnung. Er schläft mit ihr.

Am nächsten Tag ist Margret am Telefon: »Ruf nie mehr zu Hause an.« Günter fragt sich, ob Lothar was ahnt: »Wenn Margret um 12 Uhr kommt, wird man hören, was ist.« Ein weiterer Eintrag findet sich nicht mehr im Aktenkoffer, vielleicht ist die Karte verschollen oder Günter zu depressiv, um zu schreiben.

Zehn Tage später endet das Tagebuch mit einem Rätsel: »Wechsel König hat M. gerettet.« Meint er den Wechsel des Mannes? Der Mann als König? Ist Margret zu ihrem Mann zurückgekehrt? Sein Protokoll schließt: »Dann schliefen wir in Löffelchen zur Wand hin von 18 Uhr bis 18 Uhr 30 fest und blieben bis 19 Uhr fett.«

In roter Maschinenschrift steht auf dem Kärtchen: »Keine Aufnahmen.«

Die Affäre ist beendet.

Günter und Margret sind tot, lebende Angehörige gibt es nicht mehr. Sie waren Zini und Schnagel, Kinder des Wirtschaftswunders. Was bleibt, sind ihre Locken und Schamhaare, Wundschorf und aufgeklebte Fingernägel. Und eine aus den Fugen geratene Passion in einem Koffer. In ihm liegt die Geschichte des Baustoffhändlers Günter, der seine Sekretärin Margret vor vierzig Jahren mit Haut und Haaren besitzen wollte.



**STEFANIE MAECK** erfuhr von der **Geschichte durch den Hamburger Galeristen Sigfried Sander**. Der hatte den **geheimen Koffer bei einem Entrümpfer gekauft**. Er schickte die **Autorin zu seiner Kollegin Susanne Zander nach Köln**, die **inzwischen die Fotos besitzt und aus dem Material ein Kunstbuch gemacht hat**.



## Du sollst nicht töten

*Wer Fleisch isst, sollte auch bereit sein, Tiere zu schlachten, fand unser Autor – und beschloss, es auszuprobieren. Eine Geschichte über unser absurdes Verhältnis zu Tieren*

Von Serge Debrebant, GQ, 10.04.2014 (Mai-Ausgabe)

Indianer haben getötete Tiere immer um Verzeihung gebeten. Irgendwie wünsche ich mir jetzt auch, dass ich das könnte: um Verzeihung bitten. Vielleicht würde es mir dann leichter fallen, dem 120 Kilo schweren, kastrierten Eber vor mir einen Stich in den Hals zu setzen. Ein Schlachter hat ihn mit einem Bolzenschuss betäubt. Das Beste, was dem Tier jetzt noch passieren kann, ist ein schneller, schmerzloser Tod.

Seit einem Jahr esse ich nur noch Fleisch von Tieren, die ich selbst getötet habe. Das heißt in der Regel: Ich ernähre mich vegetarisch. Mark Zuckerberg hat mich auf die Idee gebracht, 2011 hat er sich so ernährt und darüber auf Facebook geschrieben. Als ich damals von seinem Selbstversuch las, hat mir seine Logik sofort eingeleuchtet. Ich esse gern Fleisch, aber ich bin mir auch bewusst, dass dafür Lebewesen sterben. Wer Fleisch oder Fisch isst, sollte bereit sein, Tiere zu töten, zumindest versuchsweise. Es lehrt einem Respekt vor Fleisch. Ich will meine Verantwortung nicht länger delegieren.

So habe ich mir das jedenfalls gedacht, als ich mit meinem Selbstversuch anfang. 90 Tage sollte er dauern. Er entwickelte sich anders, als ich erwartet hatte.

---

Mein neues Leben beginnt mit einer banalen praktischen Frage: Wo soll ich schlachten? Mark Zuckerberg hatte das Glück, mit einer Köchin befreundet zu sein, die ihn mit Fleischern bekannt machte. Außerdem ist er Multimilliardär, das hilft.

In der „New York Times“ lese ich von Schlachtkursen in Amerika, die für Laien gedacht sind. In Deutschland finde ich leider nichts dergleichen. Stattdessen rufe ich

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

beim Münchner Schlachthof an. Dort wimmelt man mich ab und verweist mich an einen Bauern aus dem Münchner Umland. Der wimmelt mich ebenfalls ab. „Vergessen Sie’s, niemand darf ein Tier einfach schlachten“, sagt er. Vielleicht stelle ich mich blöd an, aber in den nächsten Wochen werde ich noch häufig abgewimmelt.

In gewisser Weise hat die Blockadehaltung System. Die Fleischindustrie gewährt nicht gern Einblicke in ihre Arbeit. Umgekehrt wollen die meisten Verbraucher nicht allzu genau wissen, was in den Schlachthöfen vor sich geht. Ich nehme mich da selbst nicht aus. Ich bin immer gern zu McDonald’s gegangen, und wenn im Fernsehen eine Dokumentation über Massentierhaltung lief, habe ich umgeschaltet. Freunde, die sich ethisch ernähren wollten, fand ich sympathisch, aber auch heillos idealistisch. Ist es denn wirklich besser, wenn Tiere vor ihrem Tod artgerecht gehalten werden, wenn man sie später trotzdem schlachtet? Oder ist es nicht ehrlicher, zu akzeptieren, dass Menschen Tiere eben ausbeuten?

Mein Selbstversuch zwingt mich aber, genauer hinzuschauen. Ich lese, dass Zuchtbetriebe täglich 100 000 männliche Küken zerhäckseln, weil sie nur die Legehennen gebrauchen können. Dass eine halbe Million Schweine jährlich ohne Betäubung lebendig verbrühen. Dass Ferkel immer ohne Betäubung kastriert werden.

Nach 90 Tagen bin ich genauso weit wie vorher. Nur einmal, als ich mit Freunden auf einer Schwabinger Dachterrasse grille, tue ich mir mit meinem Halloumi-Käse ein wenig selbst leid. Aber in der Regel fällt es mir nicht schwer, auf Fleisch zu verzichten. Stattdessen fällt mir etwas anderes auf: Ständig fragt man mich, warum ich mich vegetarisch ernähre, und manchmal schwingt ein angriffslustiger Unterton mit, so als warte man nur darauf, dass ich versuche, Fleischesser zu missionieren.

---

An einem Junimorgen besuche ich um fünf Uhr morgens einen Biometzger außerhalb von München. Ich will bei einem Schlachttag dabei sein. Gut ein Dutzend Metzger verarbeiten hier Schweine zu Wurst und Schnitzeln. Mit geliehenen Gummistiefeln trete ich in eine andere Welt: weiße Kacheln. Das Dröhnen der Lüftung. Dampf. Der spitze Geruch nach Eisen und Blut. In den Abguss fließt weißer



# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Schaum aus der Brühanlage, in der man die Borsten entfernt. Hinter einer großen Eisentür höre ich es grunzen.

Rund 20 Schweine warten im Schlachtbereich hinter einem Metallgatter. Von Zeit zu Zeit kommt der Schlachter herein und schubst eines der Tiere sanft, aber bestimmt heraus. Er erklärt, dass er die Tiere möglichst ruhig halten will, auch deshalb, weil das Fleisch schlechter schmeckt, wenn sie „gestresst“ sind, wie das so schön heißt. Man könnte auch sagen: um zu vermeiden, dass sie Todesängste ausstehen. Dann nimmt er sich eine elektrische Zange, stellt sich neben das Schwein und wartet geduldig auf den richtigen Augenblick, um das Tier am Kopf zu packen. Es sackt bewusstlos zusammen. Einen zweiten Stromstoß setzt er ans Herz. Dann schneidet er die Halsschlagader durch, und das Blut beginnt zu quillen. Die Ferkel quieken hell und sterben rasch. Auch die Schweine mittleren Alters ergeben sich schnell ihrem Schicksal. Nur die großen, 250 Kilo schweren Muttersäue kämpfen gegen das Unvermeidliche an. Ihre Schreie klingen leiderprobt, ihre Körper zittern lange nach. Und ich merke: Jedes Tier stirbt anders.

„In großen Schlachthöfen hängt man die Tiere an Haken, damit sie schneller ausbluten“, sagt der Schlachter, „wir lassen sie auf dem Boden liegen. Die Seele braucht Zeit, sie muss noch wegfliegen.“

Ich frage, wie er das meint mit der Seele.

Der Schlachter sucht nach Worten. „Die Energie muss entweichen“, sagt er. „Wir warten, bis es nur noch daliegt.“

---

Heute fehlt ein weltanschaulicher Rahmen, der dem Töten Sinn verleiht. Die Indianer haben Natur und Tier um Verzeihung gebeten, andere Kulturen sahen im Schlacht tier eine Gabe Gottes oder ein religiöses Opfer. Der moderne, bürokratisierte Tod begann mit Napoleon, der 1806 die ersten Schlachthöfe erbauen ließ, im Namen von Hygiene und Tierschutz. In dem Maße, wie das Schlachten aus dem Alltag verschwand, wuchs der Appetit auf Fleisch. Heute verspeist jeder Deutsche 60 Kilo pro Jahr, doppelt so viel wie vor hundert Jahren. Auch meine Oma hat gelegentlich noch Kaninchen geschlachtet, ich selbst sehe meine erste Schlachtung als Erwachsener.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Haben ihr die Tiere leid getan? Hat sie das Fleisch deswegen mit mehr Respekt gegessen?

Ich frage bei den Bioschlachtern nach einem Kurs, vergebens. Trotzdem esse ich bald mein erstes selbst getötetes Tier. Während eines Sommerurlaubs in New York laden meine Frau und ich Freunde zum Hummer-Essen ein. Nach dem Einkauf stelle ich die Tüte in den Kühlschrank, damit die Warmwassertiere träge werden. Danach will ich sie kopfüber ins heiße Wasser werfen. Als ich den ersten Hummer aus der Tüte nehme, rudern seine Gliedmaßen durch die Luft. Er wirkt hilflos, zwei Beine und ein Fühler sind abgeknickt. Nachdem ich die Tiere ins Wasser geschmissen habe, hält sich keines wie ein Ertrinkender am Topfrand fest, wie David Foster Wallace es in seinem Essay „Am Beispiel des Hummers“ beschrieben hat. Das Fleisch schmeckt sahniger als Fisch, es ist bissfest, aromatisch. Aber ich bin mit den Gedanken woanders.

---

Vielleicht liegt es an den Hummern, jedenfalls zieht es sich bis ins neue Jahr, bis ich drei Termine ausgemacht habe. In Österreich buche ich einen Schlachtkurs auf einem Bauernhof. Über einen Freund lerne ich einen Hausschlachter kennen, der mich zu einem Kurzpraktikum einlädt – Hausschlachter töten Tiere für Privatleute zum Eigenbedarf. Außerdem will ein Schafhirte mit mir ein Lamm schlachten.

Anfang Februar besuche ich Christoph Wiesner und seine Frau Isabell, die im Wiener Umland rund 120 Mangalitzza-Schweine halten, eine ungarische Rasse mit wolligem Fell. Die Wiesners sind keine gewöhnlichen Bauern, sie haben sich den Hof nach dem Studium gekauft und fingen per Zufall an, Wollschweine zu halten. Heute gibt Wiesner Schlachtkurse in Amerika. Zwei Londoner Köche und ein Koch aus Ohio sind zu Gast, als mein Schlachtkurs beginnt. Zwei Borge, kastrierte Eber, wollen wir töten, dazu fünf Altsteirer Kapaune, also kastrierte Gockel. Jeweils eines der Tiere soll ich stechen. Ich habe schlecht geschlafen in der Nacht davor.

---

Die kastrierten Eber befinden sich in einem Pferdeanhänger. Sie gehören den Czernys, befreundeten Weingutbesitzern, die die Schweine frei auf der Weide halten.

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

An einem Baumstamm probiere ich das Bolzenschussgerät aus. Wiesner lädt es mit einer Patrone, ich drücke den Auslöser. Der Rückstoß ist heftig, als der Bolzen ins Holz dringt. Es stinkt nach Schießpulver.

Dann will Wiesner das erste Schwein schlachten. „Komm mit, so siehst du genau, was passiert“, sagt er, nachdem er die Tür zum Anhänger geöffnet hat. Mit einem Metallgitter treiben die Wiesners die Schweine in eine Ecke. Die Tiere reagieren unwillig, grunzen, drängeln. Als Wiesner das Bolzenschussgerät ansetzen will, zuckt das Schwein mit dem Kopf. „Die Viecher sind böse“, sagt Isabell Zernitz-Wiesner. Ihr Mann streichelt das Schwein, redet beruhigend auf es ein. Trotzdem muss er ein paarmal die Hand wegziehen. Nachdem er das Bolzenschussgerät endlich in der Mitte der Stirn aufsetzen kann und abdrückt, kracht das Schwein bewusstlos zu Boden.

Als Wiesner hinter das Gitter greift, um das bewusstlose Tier wegzuziehen, schlägt das andere seitlich aus. Wiesners Frau kreischt. Sie drängen das lebende Schwein zurück, ziehen den bewusstlosen Körper aus dem Anhänger. Nachdem Wiesner den Stich gesetzt hat, fange ich das Blut in einer Plastikschaale auf und rühre es um, so dass es nicht klumpt und man es zu Wurst verarbeiten kann. Es ist warm, ich fühle Striemen aus Fibrin. Später liegen zwei runde Köttel neben dem Tier. Wiesners rechter Unterarm ist blutüberströmt. Erst jetzt kapiert er, dass ihn der Borg mit dem Eckzahn am Handgelenk geschnitten hat. „Du musst ins Krankenhaus“, sagt seine Frau.

„Seit zehn Jahren ist mir das nicht mehr passiert“, sagt Wiesner. Er wirkt leicht geschockt.

Während die Köche ihren Mann ins Krankenhaus bringen, zeigt Isabell Zernitz-Wiesner, wie man das Schwein enthaart, ausnimmt und zweiteilt. Als ihr Mann zurückkehrt, ist seine Hand verbunden. Ein paar Zentimeter weiter, und das Schwein hätte seine Pulsschlagader getroffen. Trotzdem will er die Arbeit beenden. Wieder versucht das Tier auszubrechen, als die Wiesners es in die Ecke drängen. Sie fangen die Schnauze mit einer Maulschlinge, dann setzt Wiesner wieder zum Schuss an.

Als das Schwein auf dem Schlachtplatz liegt, werde ich den Gedanken nicht los, dass es aufwacht. Mit Wiesners Hilfe erfühle ich das Brustbein, darüber beginnt der

# ReporterFORUM

[www.reporter-forum.de](http://www.reporter-forum.de)

Hals, in den ich stechen muss. Bis zur Wirbelsäule muss ich das Messer treiben. Dann soll ich die Klinge nach oben bewegen und die Halsschlagader durchtrennen. Wiesner greift mein Handgelenk, um mich zu führen. Dann töten wir das Tier.

---

Einen Altsteirer Kapaun habe ich an diesem Tag noch geschlachtet, Wiesner hatte das Tier für mich vorher betäubt. Aber ich habe das kaum noch mitgekriegt, ich musste an die Schweine denken und wie sie sich gewehrt hatten. Wie hätte ich den Tag erlebt, hätten sich die Tiere friedlich verhalten? Natürlich darf es mich nicht überraschen, dass sie um ihr Leben kämpfen. Aber als wir abends auf der Couch sitzen, erklärt mir Wiesner, dass den Tieren ihr angekündigter Tod nicht bewusst war. Sie waren aggressiv, weil sie ihre Umgebung nicht kannten, nichts weiter. „Wenn ich mich in meine eigene Herde stelle und ein Tier betäube, beachten mich die Schweine gar nicht“, sagt er.

Abends tischen die Köche ein Tatar vom Schwein und einen Braten mit Ofengemüse auf. Die Czernys, denen die geschlachteten Schweine gehören, sind auch gekommen. Das Fleisch stammt zwar nicht vom Tier, das ich getötet habe, trotzdem esse ich zum ersten Mal nach einem Jahr wieder Fleisch. Die ersten Bissen nehme ich vorsichtig, so wie ein trockener Alkoholiker an einem Bier nippt. Ich weiß, dass es mir schmecken wird. Aber etwas wehrt sich in mir.

Wiesner sagt, dass ihm das Schlachten bis heute nicht leichtfällt. „Es soll kein Alltag werden“, sagt er. Als er seinen ersten Hahn töten wollte, hat er drei Tage gezaudert. Astrid Czerny, die Weingutbesitzerin, erzählt, dass sie geschlachteten Gockeln dankt, so wie die Indianer. „Und glaubst du, dass das dem Tier hilft“, fragt Wiesner, um sie aufzuziehen. Trotzdem schweigt er anschließend und versinkt in Gedanken.

---

Nach dem Kurs habe ich alle weiteren Termine abgesagt. Natürlich hätte ich noch ein Karnickel schlachten können, aber ich bringe es nicht mehr über mich.

Der amerikanische Psychologe Hal Herzog hat unser widersprüchliches Verhältnis zu Tieren untersucht. 60 Prozent der Bevölkerung spricht Tieren ein Recht

auf Leben zu und findet zugleich, dass wir sie schlachten dürfen. Diese Irrationalität zieht sich durch unser Verhalten zu Tieren. Warum essen wir Schweine, aber keine Hunde?

Zufällig veröffentlicht die Journalistin Hilal Sezgin zeitgleich „Artgerecht ist nur die Freiheit“, ein Plädoyer gegen Nutztierhaltung. Beim Lesen ertappe ich mich dabei, wie ich mich überzeugen lassen will. Ich beneide Sezgin um ihren radikalen Verzicht. Radikalität schafft Klarheit, und die fehlt mir jetzt.

Früher fand ich Leute albern, die an einen moralisch richtigen Weg glaubten, sich zu ernähren. Eine Mahlzeit steht doch für mehr: Genuss, Gemeinschaft, Erinnerungen, Heimat. Nun ertappe ich mich bei Fragen, die ich nicht kannte: ob ich Shrimps essen darf, ob Spiegeleier vertretbarer sind als Steaks? In gewisser Weise beruhigt es mich, dass im Tiefkühlschrank das Fleisch der Wiesners lagert. Solange ich davon zehre, kann ich die Entscheidung vor mir herschieben, die mich bald unweigerlich einholen wird: Esse ich weiter Fleisch oder nicht?